

Die Laterne



Sieg!

Breslau — 5157 — Kraackern

Was wir für den 4. Februar vorher-
gesagt, ist eingetroffen.

Die Breslauer Arbeiter haben allen
Gewaltmassregeln, allen Einschüchter-
ungen, allem Despotismus Trotz ge-
boten; sie haben die Lanze des Allge-
meinen Stimmrechts nicht auf der
Schulter getragen, wie dies nach Herrn
Virchow, die wackeren Fortschritt-
männer mit der „Bahn der Freiheit“
thun, sondern haben sie kühn in das
feindliche Lager geschleudert.

5175 Sozialdemokraten des Westbezirks von Breslau haben unsern Genossen Kraecker ihre Stimmen gegeben, trotz der Unterdrückung unserer gesamten Presse, trotz der Auflösung aller Arbeitervereine, der Verhinderung aller Volksversammlungen, der Konfiskation aller Wahlsprachen, des unerhörtesten Terrorismus, hundertfacher Polizeischikanen, und trotz der willkürlichen, durch nichts motivierten Verhaftung des sozialdemokratischen Kandidaten - **Dr. Kraecker**

... ..

5175 Wähler in einem Bezirk, welcher den wohlhabendsten und aristokratischsten Theil der zweitgrößten Stadt des deutschen Reichs umfaßt, haben durch ihr Votum den Schwur ertheilt, der sie zu Soldaten im Kampfe für den Einrückungskampf des deutschen Proletariats macht.

...

5175 Männer haben mit den Stim-

zetteln, die sie am Dienstag für ihren Kandidaten in die Urne warfen, die Ehre der deutschen Arbeiter an den Beschimpfungen, die sich ein volksfeindlicher, serviler Reichstag gegen sie erlaubt hat, gerächt.

"Wir pfeifen auf Ihr Gesetz!" hat ein sozialdemokratischer Volksvertreter in gerechtem Zorn bei der Beratung des Ausnahmegesetzes ausgerufen.

Was haben die 5175 Wähler, die dem auf Grund jenes Gesetzes ins Gefängniß geworfenen Sozialisten Kraecker ihre Stimmen gaben, Anderes gethan, als in der Ausübung ihres souveränen Volksrechtes auf jenes unqualifizierbare Gesetz "gepiffen"?

O, diesen "Puff" hat der Mann in Friedrichruh so hartnäckig erduldet, gewiss gehört; nicht Nack und Bein ist er ihm gefahren.

Was hat Euch nun Euer Gesetz
gehützt?

Wie viel Mal habt Ihr sie getödtet,
diese arme Sozialdemokratie?

Wie oft habt Ihr sie mit Hallall
durch die Spalten Euorer Blätter, ge-
schleift?

Wie viele mitleidige Nachrufe und
höhnische Grabreden haben Ihr Eüere
Kladderadatsche gewidmet?

Wie habt Ihr Euch sogar um ihre
Erbschaft, um die Leser der unterdrück-
ten Blätter gebalgt?

Und nun steht sie mit einem Male
wieder gross und stolz vor Euch da und
zeigt Euch ihre seh'nigen Arme.

Sie ist noch nicht todt. Sie lebt und
nach der Meüene, die sie am Dienstag
gezeigt hat, wird nicht der schwind-
süchtige Pseudo-Liberalismus sie, son-
dern sie ihn begraben.



Zunächst sind nun einmal die Sozial-
demokraten in die Stichwahl mit den
Nationalliberalen gekommen, da der
Kandidat der Lotztoren, Justizrath
Frend — Freund, ich bin zufrieden —
nicht mehr als 654 und der konserva-
tive Kandidat Graf Wallenberg-Pachall
nur 2845 Stimmen erhalten hat.

Mit diesem Resultat haben die Bres-
lauer Freunde die erste und stärkste
Schanzenlinie der Reaktion erstürmt
und sind in die innern Festungswerke
eingedrungen.

Jetzt gilt es, zur bevorstehenden
Stichwahl eine neue Kraftanstrengung
zu machen.

Mögen die Breslauer diesen einge-
drungenen Feind nicht als einen
deutschen Arbeiterweltkampflosen
Spannung auf sie gerichtet sind.

Von Euch, die Ihr die Ostmark unse-
res Volkstums hütet, von den Lands-
leuten Ferdinand Bussalles und so vie-
ler unerschrockener Kämpfer, von
Euch erwartet Deutschland einen lau-
ten Protest gegen die schändliche Verge-
wältigung, die ihm zum Dank für die
gebrachten Opfer angethan wird.

Ihr, die Ihr seit Jahrzehnten am här-
testen unter dem Druck der Polizeiwir-
tschaft leidet, Ihr seid berufen, bei
der bevorstehenden Stichwahl der Re-
gierung und dem Reichstag zu bewei-
sen, dass sie auf falschem Wege sind,
dass sie geirrt haben, als sie wänten,
durch Ausnahmegesetze den Geist in
Fesseln schlagen, das freie Wort kno-
keln zu können.

Und Ihr habt Euro Aufgabe begriffen,
Ihr werdet ihr nicht untreu werden.

Ein Jeder der 5175 des ersten Stimm-
gangs wird in seinem Kreise agitieren,
wird in der Werkstätte und im Comp-
toir für unsere Sache Propaganda
machen.

Viele unserer Freunde haben am 4.
Februar mitgestimmt.

Viele derselben wussten gar nicht,
welche Wichtigkeit diese Wahl habe,
weil sie die gegnerischen Blätter nicht
lesen, die Polizei aber unsere Or-
gane, die sie früher lasen, unterdrückt

Viele erpälten vorläufige Arbeit nicht,
was um sie her vorgeht, ihre Zeit ist
getheilt zwischen Schanzen und Schla-
fen, und sie finden kaum eine Viertel-
stunde zum Essen.

Diese müsst Ihr aufsuchen an Ihrer
Arbeit und in ihren Hütten, aufsuchen
und aufrütteln aus ihrer Bethurgen.

Macht ihnen klar, welche immense
Wichtigkeit diese Stichwahl für die
arbeitende Klasse hat, zeigt ihnen
wohlthätige Hoffnungen, klar funktionäre
Boungesie an die Wahl ihres Lust-
machtes knüpft, zeigt ihnen die
Nicht-um- die Person, Krause's oder
Grund's handelt, es ist ein sonderbarer

die Frage, ob Gewalt vor Recht gehen soll oder Recht vor Gewalt, ob eine Minorität die Majorität soll mündtödt machen können.

Die Niederlage der Sozialdemokratie würde von den angeblichen Liberalen zu einer Niederlage des Allgemeinen Stimmrechts auszubenten versucht werden.

Sie würden sagen:

„Die Arbeiter selbst legen keinen Werth mehr auf ihr Recht, denn sie machen nicht einmal Gebrauch von demselben.“

Ja, ihre Blätter würden schliesslich behaupten, die Arbeiter selbst hätten gegen ihren Mitgenossen gestimmt, und für jenen Justizrath, der nicht eröthet, sich gegen einen Mann aufstellen zu lassen, welcher nicht sprechen kann und gegen eine Partei, der man Hände und Füsse gebunden hat

Welcher anständige Mann würde unter solchen Bedingungen einen wirklichen Kampf aufnehmen?

Herr Freund thut also auf politischem Gebiete, was er im gewöhnlichen Leben selbst verwerflich finden würde.

Dies mag sich Mancher von Jenen, die ihm am Dienstag ihre Stimmen gaben, nicht so recht überlegt haben. Führt es ihnen zu Herzen, steckt ihnen ein Licht darüber auf, was für ein Freund dieser Freund ist!



Geschichte zweier Kürassiere

Die Organe der deutschen Regierung haben die Abdankung Mac Mallons merkwürdig schweigsam aufgenommen. Wenn ich daran denke, wie von drei und vier Jahren die Berliner Orlizosen tagtäglich den Marschall als ein blindes Werkzeug der Jesuiten und das ultramontane Frankreich als die grösste Gefahr für das deutsche Reich

hinstellten, so hätte ich erwartet, dass man am Abende des 30. Januar in der Wilhelmstrasse mindestens die Gaskübel anzündete.

...

Anstatt dessen ziehen sich die Götter unserer Höchmögenden in die Länge, als ob sie den Sturz dieses Altirten erfahren hätten. Herr von Bellow macht eine Miene, als ob auch er einen Stein von 7 1/2 Pfund im Magen hätte, und was den Kanzler betrifft, so soll er dem unglücklichen Kammerdienter, der ihm die Depesche vom Rücktritt Mac Mahons überbrachte, ein echtes Porzellanservice an den Kopf geworfen haben.

Ich zerbreche mir den meineligen und die Ursache dieses Verdresses zu entdecken.

Wenn der Marschall eine Kriegsgesfahr gewesen ist, so muss doch offen-

bar der Civilist Grovy, der seine Regierung damit beginnt, die militärische Suite der Präsidentschaft wegzuschicken, eine Friedensbürgschaft sein. Und da Fürst Bismarck nichts will als den Frieden, so hätte ihn logischerweise die in Frankreich statigehabte Veränderung in die heftigste Stimmung versetzen müssen.

Ich gebe indess gerne zu, dass mein schwacher Sozialistenverstand die Weisheit der höheren Diplomatie nicht zu durchdringen vermag, und will mich über das Porzellan beruhigen, zumal es von dem in Saint-Cloud gereiteten war, also nichts gekostet hat.

Vielleicht wollte der Kanzler bei dieser Gelegenheit die deutsche Industrie fördern.

Was den unglücklichen Kammerdienter anbelangt, so mag er sich mit dem Huissier des Elysee trösten, an welchem Mac Mahon zum letzten Male seine Autorität als Präsident der Republik ausübte.

Diese beiden vielgeprüften dienstbaren Geister könnten interessante Beobachtungen veröffentlichen, etwa unter dem Titel: „Geschichte zweier Kürassiere.“



Allein wie naheliegenden Stoff zu Parallelen auch das Leben der beiden grössten konservativen Staatsmänner unserer Zeit für unberufene Plutarche böte, so muss ich doch zugoben, dass Hr. Mac Mahon berechtigt wäre, sich alle Vergleiche mit dem Gründer der Berlin-Lehrter Balln ernstlich zu verbiten.

„Ich — kann der Marschall mit einigem Stolze sagen, — „bist freiwillig von meiner Gewalt herabgestiegen, weil ich meinen Grundsätzen nicht untreu werden, meine Untergebenen und Mitarbeiter nicht preisgeben wollte. Ich habe mein ganzes Vermögen geopfert und noch Schulden dazu ge-

macht, um meine Würde standesgemäss zu repräsentiren.“

„Wie können Sie mir jenen Gründer zur Seite stellen, der 1803 bankrott ein Portefeuille orschnappte, mit dem er 23 Millionen verdient hat, genau so viel wie T'kindt, und der, um das Wrack von Macht, an das er sich anklammert, flott zu halten, nicht blos Minister und Prinzipien je nach dem Winde wechselt, sondern auch unbedenklich seinen jetzigen und seinen künftigen Souverän über Bord wirft.“



Nach dem Jubel, den der Rücktritt Mac Mahons in ganz Frankreich und Navarra hervorgerufen hat, kann man sich vorstellen, mit welcher Herzenserleichterung wir Deutsche eines Mohrgens erfahren würden, dass unser frommer Kanzler gestern Nacht seinen letzten Gesetzesentwurf ausgehauert habe und dass fortan Jedermann reden, schreiben und drucken könne, was er wolle.

Natürlich wird dieses Ereigniss niemals eintreten.

Seit wir die grosse Nation geworden sind, appliziert man uns, wie einem Fieberkranken, Eisumschläge und die Zwangsjacke, und wenn unser Winter einmal seinen Abschied nimmt oder kriegt, so werden wir von seinem Nachfolger behändelt worden, wie die Arrestanten auf den Berliner Revierwachen: mit "Tabak".

Während die "korrupturvolle Nation" ihre grosse Errungenschaft von 1848, das Allgemeine Stimmrecht, durch alle Krisen siegreich hindurch gebracht hat, stehen wir gebildeten, gesitteten Deutschen noch genau da, wo wir 1806 standen! unter der Vormundschaft weiser Regierungen, die es als dreiste Anmassung zurückweisen, wenn die getreuen "Stände" Aufschlüsse von ihnen erbitton". Letzteren Ausdrucks

bedient sich noch jüngst der preussische Ministerpräsident bei der Debatte über den Antrag Hoeroman.



Nichtsdestoweniger berechtigt uns die Leichtigkeit, mit der sich die Franzosen den modernen Ritter Bayard vom Hals geholt haben zu der Hoffnung, dass wir Deutsche auch eines schönen Tages unsern modernen Rachegeiesslos werden.

Noch öfters solche Wahlen, wie die Breslauer, und er wird schon einpacken.

Dann gilt es einfach, dasselbe Rezept, das gegen ihn gewirkt hat, auch bei seinem Nachfolger zu versuchen.

Aber es wäre im Interesse Deutschlands zu wünschen, dass dies bald geschehe.

Denn je länger das brutale Polizeiregime dauert, desto tiefer wird

Deutschland mit in die cäsaristische
Korruption hineingerissen, und desto
mehr wird es bei einer hereinbrechen-
den Katastrophe mitbetroffen.

Als Mac Mahon am 16. Mai 1877 seinen
kleinen Staatsstreich-Versuch machte,
da erinnerte man ihn warnend an sei-
nen verhängnisvollen Marsch in den
Thalkessel von Sedan. „C'est la marche
sur Sedan!

Zu seinem eigenen Glück wurde er
gewaltsam an der Wiederholung jenes
Marsches verhindert.

Wer heute mit offenen Augen das
Bismarck'sche Regime mit ansieht, der
wird zu der Schlussfolgerung gelangen,
dass der Kanzler, indem er alles Ge-
fühl von Freiheit und Selbstständigkeit
in der Nation erstickt und über nichts
als Koalitionen und Intrigen brütet,
auf dem besten Wege nach Jena ist.



Unsere Polizei.

Dass die napoleonische Polizei bisher
unter der Firma der französischen Re-
publik ungestört ihre Nichtswürdig-
keiten hat fortsetzen können, entlockt
unsern reichstreuen Blättern ein Hohn-
gelächter.

„Da habt Ihr die Segnungen der Re-
publik,“ sagt man ihm. „Angeklagte
worden da gebunden und geprügelt,
um ihnen Geständnisse zu erpressen!
„Welche mittelalterliche Barbarei!
„Und das nennt man Republik! Herr,
„wir danken Dir, dass wir unter einem
„Kaisereich leben und nicht in einer
„Republik!“

Ich hätte beinahe unsere Reichspoli-
tischer an die Geschichte vom Splitter
und vom Balken erinnert.

Ehrlich gesagt, ich kann es nicht.
Was jüngst in Frankreich durch den
Prozess der „Lanterne“ ans Tageslicht
gekommen, aus ist kein Splitter, son-

dorn auch schon ein stattlicher Balken. Ich wäre überhaupt der Letzte, der über die französische Polizei ein gutes Wort sagte.

Dass sie mir Handschellen anlegte, will ich ihr allenfalls verzeihen. Es wäre überflüssig, auf diese kleine Artigkeit noch ein weiteres Gewicht zu legen.

Aber was ich ihr nicht verzeihe, ist, dass sie, während sie mich ohne jedes Recht gefangen hielt, fortgesetzt die giftigsten Verleumdungen gegen mich aussprengte.

Ein mir befreundeter Republikaner verlangte Auskunft über den Grund meiner Verhaftung. — „C'est un agent de Bismarck,“ erwiderte ihm der nunmehr glücklich beseitigte Generalsekretär der Polizeipräfektur, Herr von Bullemont.

So wenig ich aber demnach Anlass habe, die Pariser Polizeieinrichtungen zu loben, so muss ich doch anerkennen,

dass in dem Prozess der „Laterne“ acht, sage acht, Polizei-Inspektoren so rechtschaffen waren, die vorgekommenen Ungesetzlichkeiten und Grausamkeiten vor Gericht zu bestätigen.

„Man wird ihr entgegen?“ Sie hatten keine Wahl, sie waren durch ihren Zeitgenoss gezwungen, diese Enthüllung zu machen.

Ich antworte darauf mit der Frage, wie sich in Deutschland derartige Prozesse abspielen?

Jede deutsche Polizeiwachtstube ist eine Märterkammer, in welcher, ich will nicht sagen täglich, aber wöchentlich Menschen blutig geschlagen werden.

Die Nachbarn der Revierbureauks wissen davon ein grausiges Lied zu singen.

Wie mancher Mann ist später dort

Folgen der erlittenen Misshandlungen erlogen!

„Warum stellen die Leute nicht Strafantrag?“

Sie werden sich wohl hüten. Denn jede Klage wird von der Polizei mit einer Gegen-Anklage wegen „wissentlich falscher Denunziation“ beantwortet.

Der Richter ladet sodann die beschuldigten Polizeibeamten vor, und diese nehmen auf ihren Dienst-Eid, dass nicht sie den Betreffenden, sondern der Betreffende sie misshandelt habe, worauf dann natürlich, da nach der preussischen Rechtspraxis der Eid eines Beamten mehr gilt als dreissig Eide von Nichtbeamten, der Richter den Betreffenden oder vielmehr Betroffenen zu einem Jahr Gefängniss wegen „wissentlich falscher Denunziation“, zu sechs weiteren Monaten wegen „thätlichen Angriffs auf Beamte in Ausübung ihres Dienstes“, zu sechs Wochen

Gefängniss wegen „groben Unfugs“, zur Tragung der Kosten, zu Schadenersatz und zur Einrückung des Erkenntnisses in sechs reichsfreundliche Zeitungen verurtheilt.

Von Rechts Wegen.

Dieser Fall ist nicht einmal und nicht an einem einzigen Orte, sondern in jeder grösseren Stadt dutzendmal vorgekommen.

Kann man es darnach den Bürgern vorargen, wenn sie vorziehen, die Brutalitäten der Polizei stillschweigend einzustucken, als sich in die Lage zu begeben, die gleiche Behandlung 365 mal hinter einander erdulden zu müssen?

„Aber warum bringen sie den Fall nicht in die Presse? Die öffentliche Meinung ist, wie man in Frankreich gesehen hat, die fünfte Grossmacht!“

Nachdem das Ausnahmegesetz die Existenz jedes deutschen Blattes in das Belieben der Polizei gestellt hat, kann man ernsthafter Weise nicht erwarten, dass der irdene Fingerring ein Loch in den eisernen stossen wird.

Die Blätter, die in vorderster Linie gegen die Allmacht der Polizei kämpfen, sind unterdrückt.

Wenn die demokratischen Organe, die die erste Razzia verschont hat, es wagen wollten, einen Lichtstrahl in die finsternen Heimlichkeiten der Polizei zu werfen, die Herr über ihr Leben ist, so würden sie sofort das Schicksal der Arbeiterblätter theilen.

Von dieser Seite hat also die Polizei

bei der Ausübung ihrer Heldenthaten nicht, das Geringste zu besorgen.

Die übrigen fürchtet, sie aber noch weit weniger, da sie dieselben verdient.



Wer anders z. B. als ein Polizist in Civil könnte jüngst in einem Berliner Tagblatt, dem ich nicht die Ehre an- thun will, es zu nennen, die Heilblut in Pennsylvanien gekonnt Raubmörder, die „Molly-Maguirrs,“ in vollem Ernste als Sozialisten bezeichnen!

Offenbar findet man in der Umgebung des Grafen Eulenburg, dass die Auswelsungen und Einkerkelungen nicht schnell genug mit der Sozialdemokratie aufzutreiben, und hat deshalb den Prinzen Arthur Lovysohn beauftragt, das Fran- gon anzuempfehlen, welchem ohnen- vollen Auftrag der wackere Offiziere denn auch mit gewöhnlichen Mitteln er- nachgekommen ist.

Da in der offiziellen Welt die Tugend schon hienieden belohnt wird, so hoffe ich dereinst Herrn Levysohn als Hängogendarmen zu sehen.

Vor der poena talionis ist er dabei gesichert, sitemahlum die Natur keinen Hals gegeben hat.

Wenn derartige Dinge bei einem Blatt vorkommen, welches auf dem Standpunkte der Fortschrittspartei zu stehen vorgibt, so kann man sich denken, was erst die nationalliberalen und Landraths-Organe leisten?

Diese variiren seit einem Jahre nur noch zwei Themata: „Wiedereinführung (richtiger Legalisirung, denn sie war thatsächlich nie abgeschafft) der Prügelstrafe“ und — „die Plintoschiesst, der Sabel haut.“

Es steht also fest, dass die Presse, anderwärts, nicht bloß in Frankreich,

sondern selbst in Russland, ein Korrektiv der Polizei, in Deutschland ein Werkzeug derselben ist, wie der Ochsenziemer.



Man muss übrigens nicht glauben, dass wir für die Abschaffung der Polizei plädiren.

Wir wollen sie bloß unter die Kontrolle unabhängiger Richter und des Volkes gestellt wissen, und wir wollen, dass sie die Freiheit der Bürger beschütze, und nicht, dass sie sie vernichte.

Mit einem Wort: wir tadeln an der Polizei, wie sie in Deutschland besteht, dass sie immer da fehlt, wo sie sein sollte, und überall erscheint, wo sie nicht hingehört.

Wenn es zum Beispiel einen Ort gibt, wo sie ganz gewiss nicht hingehört,

so ist dies ein Eisenbahn-Postwaggon.
Nun, gerade da ist sie!

Seit Herr Stephan von Friedrichsruh zurück ist, werden alle Kreuzbandsendungen, die von Brüssel nach Deutschland gehen, gewissenhaft durchsucht, und wenn sich findet, dass einige derselben aus Exemplaren der „Laternen“ bestehen, so werden sie mit einer Gemüthsruhe anektirt, als, ob sie das Privatvermögen eines deutschen Fürsten wären.

Auch nur eine Sekunde voraussetzen, diese Stieberei werde von wirklichen verurtheilten Postbeamten begangen, hiesse einen Makel auf die bisher unantastbare Ehrenhaftigkeit unseres deutschen Postpersonals werfen, und Jeder, der dieses Personal kennt, wie ich, wird gegen eine derartige Unterstellung entschieden protestiren.

Nicht, blos die Sekretäre und Assistenten, sondern jeder deutsche Schaffner würde, wenn ihm ein derartiger Bruch des Dienstes und des verfassungsmässig gewährleisteten Briefgeheimnisses angesonnen würde, stolz antworten:

„Herr, wenn ich stehlen wollte, so wäre ich nicht ein armer Postbeamter.“

Einzelne Ausnahmen wird es natürlich immer geben, ich meine Postbeamte, die sonst ganz rechtliche Gesinnungen liegen mögen, aber durch den Parteifanatismus sich zu Indiskretionen verleiten lassen, die ihrer Amtspflicht zuwiderlaufen.

Ein solcher Fall ist neulich in Forst (Niederlausitz) vorgekommen.

Ein dortiger Einwohner bestellte bei einer Hamburger Buchhandlung

tels Posteingahlung den Stenographischen Bericht über die Verhandlungen des deutschen Reichstags während der vorigen Herbstsession.

Die ehrenwerthen Postbeamten werden Mühe haben, es zu glauben, aber es ist dennoch so: Ihr Förster Herr Colledge behält die Sendung ein und lieferte sie an die Staatsanwaltschaft ab, welche jedoch beim besten Willen keinen Stoff zu einer Anklage finden kann, weil sich nun einmal ein wortgetreuer parlamentarischer Bericht, auch wenn er den abschaulichen Titel führt: „Die Sozialdemokratie vor dem deutschen Reichstage“, selbst auf Grund des Sozialistengesetzes nicht verbieten lässt.

In diesem Fall war also der Liebe Müh umsonst.

In einigen andern Fällen hat sie zu etlichen Haussuchungen geführt, die ebenfalls keinen Stoff zu Anklagen liefern konnten, selbst wenn man

einige Laternen gefunden hätte, denn man hat wohl auf Grund des Sozialistengesetzes verbieten können, die „Laternen“ zu verbreiten, nicht aber, sie zu lesen. Dies steht vielmehr nach wie vor Jedermann frei, und die betreffenden Postbeamten selbst erkennen es an, indem sie sich herablassen, von unsrem rohen Geschimpf Kenntniss zu nehmen.

Als Regel aber muss ich, wie gesagt, konstatiren, dass unsere Postbeamten allen Corruptionsversuchen von oben herab widerstehen und die „Laternen“ wenn sie bis zu ihnen konmit, mit derselben Regelmässigkeit befördern, wie den Reichsanzeiger.

Ich mache Ihnen darüber schon Kompliment, denn sie thun keinen geringen Schuldigkeits. Aber leider haben wir zu einer Zeit, wo die Spitzbuben in der

Augen und mit erhobenem Haupt opfern, während die ehrlichen Leute sich, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, erst scheu umblicken müssen, ob sie nicht Jemand dabei beobachtet, der sie denunzieren könnte.



Nein, wo gestiebert wird, da müssen wirkliche, echte, offizielle Stieber sein, und es bleibt mithin nur die Annahme, dass Herr Stieber eine Anzahl seiner Agenten, sei es in Civil, sei es in irgend einer Uniform, nächtlicher Weise die Züge besteigen und ihr Raubwerk verrichten lässt.

Ich mache die Postbeamten, die den Bahndienst haben, auf diese verbrecherischen Manipulationen aufmerksam. Es liegt in ihrem Interesse, diesem Unfug ein Ende zu machen, denn die

Agenten des Herrn Stieber haben gar lange Finger, wie die Herren von Puttkammer und von Wedemeyer zu ihrem Schaden erfahren haben, und leicht könnten sich diese Finger von den Kreuzbandsendungen auf die eingeschriebenen Briefe und Goldsäcke vorluren.

Wie konservativ jene Ritter der heiligen Hermandad auch sein mögen; ich glaube, ein Geldbrief würde ihnen noch einladender leuchten, als meine Laterne, obgleich sie, wie gesagt, auch die letztere nicht verachten.

Wer weiss, ob jener räthselhafte Dieb, der zwischen Dresden und Reichenbach in Gegenwart von vier Postbeamten die Ambulance ausplünderte, nicht ein Geheimpolizist war? In diesem Fall erklärt sich auch die Furcht der Beamten, dem Kerls zu Leibe zu gehen. Er hätte vor Gericht beschworen, dass er die Beamten auf einmal

plottmässigen Diebstahl überrascht habe und von ihnen, weil er sie an der Ausübung ihres Vorhabens verhindern wollte, angegriffen worden sei.

Und noch besser erklärt sich bei dieser Hypothese die merkwürdige Thatsache, dass die Polizei trotz des angestrengtesten Sublens bis jetzt noch nicht die Spur des Verbrechers zu entdecken gewusst hat.

Vielleicht hat man den, der den Geniestreich begangen hat, mit der Leitung der Recherchen betraut!



Diese jeden Sonntag neueröffnete Jagd auf Laternen hat übrigens das Gute, dass mein Geschreibsel auch ein wenig unter die Leute kommt.

Denn die der Post entwendeten Exemplare werden nicht etwa vernichtet, sondern kommen, wie ein in der Steppel

verlokernder Bach, an einer andern, oft ganz entfernten Stelle wieder zum Vorschein.

Mancher Polizist gibt seinem Kollegen ein Exemplar, der dasselbe für ein Glaschen Korn einem Gastwirth überlässt, durch welchen es endlich in die Hände kommt, für die es von Hause aus bestimmt war.

Allerdings komme ich dabei ein wenig zu kurz. Aber dafür entschädigt mich der Genuss, von der deutschen Polizei gelesen zu werden und ihr sagen zu können, was ich von ihrem Treiben halte.

Nobiling in Paris.

(Schluss.)

„Du hast ein gutes Mundwerk“, bemerkte Hödel.

„Der Text aller drei Karten war gedruckt, mit Ausnahme der Daten und Namen, die mit Dinte ausgefüllt waren.“

„Sehen Sie, Bürger!“ sagte B. mit zitternder Stimme, während wir die Karten betrachteten, „sehen Sie, ich bin einer der Ihrigen.“

„Meinst Du, wir könnten Dich nicht?“ fragte ihn der Vorsitzende mit einem ironischen Blick, während er seine semmelfarbigen Handschuhe glättete und seine weisse Halsbinde zurückschob. „Dein Name steht längst in unseren Registern. Du hast alle diese geheimen Vereine gründen helfen, um ihre Mitglieder der Polizei, Louis Phillips und Napoleons III. auszulieferen, von der Du bezahlt warst.“

„Aber das that ich ja, gerade im Interesse der Revolution!“ stöhnte B. knirschend; „ich denunzierte prinzipiell nur die lässigen Mitglieder, die eifrigen Revolutionäre hingegen liess ich unbehelligt.“

Wir mussten über diese Rechtfertigung lächeln und stimmten nunmehr

dem Vorschlage Gründers bei, den Horcher einfach fortzujagen.

Nur Schind, der Christlich-Soziale, bemerkte, es sei eigentlich Schade, die Idee Hödels nicht zu verwirklichen und den Mann auszustopfen. Ein Offizier eigne sich am besten dazu, da ein solcher dickfellig sein müsse.

Nachdem B. sich entfernt hatte und so der Zwischenfall erledigt war, wollte man wieder auf den Hauptgegenstand der Debatte zurückkommen: was in Deutschland geschehen solle?

Allein eine geordnete Diskussion war in Folge eines neuen Zwischenfalls schwierig geworden.

Dittrich hatte nämlich ein grosses Verbrecheralbum aus einem Futteral gezogen und zeigte die Photographie eines Räuberhauptmannes, die überraschende Ähnlichkeit mit Gründer hatte. Letzterer lachte mit dem Anderen und wollte sich durchaus gegenüber Dittrich für die schmeichelehafte Aufmerksamkeit revanchieren.

„Warte nur ein wenig,“ sagte Gründer, und knüpfte seinen Ueberrock auf.

Nun bemerkten wir mit Erstaunen, dass die anscheinende Corpulenz Gründers von einer enormen Reisetasche herrührte; die er auf dem Loibe trug. „Das ist mein zweites Ich,“ bemerkte er, indem er auf die Tasche klopfte. Er öffnete die Tasche und packte einen Theil ihres Inhaltes aus. Wie wanes möglich, dass ohne Tasche, die Jemand beständig mit sich herum schleppt, so viele Dinge enthält! Da war zunächst eine ganze Bibliothek naturwissenschaftliche, medicinische, juristische, volkswirtschaftliche, historische, philosophische Werke, dann encyclopädische Schriften; denn ein Globus, ein Compass, allerlei Sammlungen und Apparate, optische Instrumente, dann eine Waffensammlung, eine kleine Dampfmaschine, Modelle verschiedener Art, eine elektrische Batterie, dann ein Reisekoffer mit kostbaren Weinen, endlich ein ganzer voller Geldschrank. Alles dies war so geschickt verpackt, dass es möglichst wenig Raum einnahm. Der Gründer that einen Griff in die

Tasche, zog einen Band von rothem Sammet mit Goldschnitt hervor und sagte: „Dies, Bürger, ist ein geheim erscheinender illustrierter Supplementband zu Gladstus'sämmtlichen Werken; er enthält die getrunen Portraits aller Gelehrten und Verwaltungsräthe von richtigen Gründungen; eingetheilt in Bürgerliche und Adelige, Civilisten und Militärs. Dies ist sozusagen das Album der Anker der Revolution.“ „Netto Onkel,“ meinte Hödel. „Und nun vergleichen Sie mir einmal,“ fuhr Gründer fort, „diese Gesichter mit jenem dort!“ (auf das Album Diabols weisend). „Es war in der That frappant. Man konnte kaum mehr von Abhängigkeit sprechen, man war versucht, an ihn nicht zu glauben. Hier trat so lebhaft deutlich hervor, wie alle Menschen Gottes Ebenbilder sind.“ „Düsterlich schien von dieser Ähnlichkeit seiner Portraits mit allen jenen Gründers wenig zu spüren, und doch dieselbesi doch mehr eine süßliche;

an innerem revolutionärem Wertho-
müssten die Kapitalgrößen der Gesell-
schaft weit, selbst hinter den sogenan-
nten „dunkeln Existenzen“ zurück-
stehen. Hier finde man noch Kühnheits-
Thatkraft, Unternehmungsgoist; hier
im Schlamme der Strassen, entstanden
die grossen Ideen und würden die Män-
ner geboren, die sie ausführten.

„Ja, aber das Beispiel von oben hält
ihnen die Fackel dazu. Hier in Frank-
reich, wäre es ohne die Mätressen-
wirthschaft des 14. und 15. Ludwigs
und ohne die Finanzwirthschaft unter
dem 16. jemals zu einem 1793 gekome-
nen? Wir aber, die wir die Revolution
um ihrer selbst willen lieben, wir müs-
sen den Zusammenrassern des Volks-
vermögens Dank wissen, weil sie die
Gegenbewegung herbeiführen, wie eine
Pendelschwungung die andere. Ist es
ihre Schuld, dass sie gerade jetzt und
gerade in dieser Situation leben, dass
sie als Atome des aufsteigenden Pen-
dels erscheinen? Sie handeln in dersel-
ben Unfreiwilligkeit, in der sie zur
Welt gekommen sind. Die Umstände

mäßen den Einen reaktionär, den An-
dern revolutionär, ähnlich wie Jehova
dem Pharao das Herz verstockt machte,
dem Mosés und dem Salomo aber
Weisheit gab. Nehmt heute einem
Kapitalisten sein Kapital und gebt es
einem seiner Arbeiter; im Nu werden
mit den Rollen auch die Charaktere
vertauscht sein, nur mit dem Unter-
scheid, dass der Arbeiter zwar kein
besserer Bourgeois werden wird, als
sein Vorgänger einm war, wohl aber
der Bourgeois ein viel besserer Re-
volutionär als Derjenige, der vorher
in seiner Jacke steckte, und zwar weil
er mehr von der Welt gesehen hat und
mehr von ihr vermissen wird.“

„Ich kenne diesen Zauber. Man sagt
uns, nicht der Couponschneider sei un-
ser Gegner, sondern der Coupon. Das
ist eine Subtilität. Beide sind Eins; da
keines allein existiren könnte, und der
Geldschrank, der den Coupon hono-
riert, gehört ebenfalls dazu.“

„Das ist ja eben! Stelle dich an den
Geldschrank, und weise den Coupon zu-
rück, dann bleibt der eilfertige Cou-

ponschneider, ein ganz vorzügliches
 Mensch und sein Couponbogen ein ganz
 „gutes Papier.“ „Du sprichst, wie ein Buch über eine
 tote Revolution, und nicht wie ein Re-
 volutionär. Als ob der Coupon gar nicht
 sich nicht schon von mir an den Schwanz
 stülpte, und als ob, er sich allein da vor-
 hinsetzte! Bleib mir mit deinen Philo-
 sophie vom Hals, und lass mich die
 Menschen nehmen, wie sie sind, und
 nicht wie sie sein könnten. Deine Wahr-
 heit ist gut, als Dessert, zum Verdauen
 über sie macht mich nicht satt.“
 „Wenn ich nicht verdaue, so saue
 du auch nicht mehr essen.“
 „Ach was, dafür hat die Geschichte
 noch immer, von selbst gesorgt, das
 mach' einer, et was allen hastigen Revo-
 lutionen malzeit, den Völkern eine dar-
 eger Reaktionsdiät auferlegt wird, die
 versteht sie nun allzu gut.“
 „Sind es nicht gerade diese Hunger-
 pausen der Geschichte,“ versetzte
 „Gründer pikirt, die den Völkern die
 -Appetit schärfen? Wann, du der Mutter
 -Geschichte die Reaktion überlässt?“

rum nicht gleich auch die Revolution!
 Dann kommt einfach Alles von selbst,
 und es ist unnöthig, dass wir uns da-
 rangiren.“

Diese sophistische Antwort schien
 den thatlustigen Italiener höchlich zu
 erbittern; er entgegnete heftig und per-
 sönlich, und die Conversation schien in
 Streit ausarten zu wollen. Gründer
 und Ditterich standen einander gegen-
 über, ein Jeder sein Album hochhaltend,
 als wollte er dem Gegner dies argu-
 mentum ad hominem an den Kopf
 schlagen. Ich gab mir alle Mühe, die
 Hadernden zu beschwichtigen; Aber
 meine Ansträngungen wurden, durch
 Schund vereitelt, der Beide gegen ein-
 ander aufhetzte und mir klar machen
 wollte, dass dies die wahre revolution-
 näre Methode sei. Ich musste also um
 Frieden stiften; zu können; zuerst
 Schund den Krieg orklären. Erkannte
 sich nicht auf das Gastrecht berufen,
 da er mich ja gerade an der Ausübung
 desselben zu hindern suchte. Ohne
 Skrupel ging ich ihm also zu Leibe und
 bald kapitulirte er in einer Ecke. In-

zwischen war aber Gründer in eine üble Position gerathen. Ditterich hatte ihn zu Boden geworfen und ihm seine Reisetasche entrissen. Nun sah man erst, welche groteske Erscheinung dieser Gründer war! Ein Zwerg mit dünnen Gliedmassen; vorn an seinem alten Köpfchen trug er eine rindslederne Theatorstirne, die von einer gewaltigen Allongoperrücke überragt wurde. Diese lächerliche winselnde Figur war Alles, was von jener massiven Gestalt übrig geblieben war, die sich noch soeben mit ihrer revolutionären Bedeutung dick gethan hatte! Wo war das Uebrige geblieben? Ditterich hielt es in den Händen. Es war die Reisetasche. O wie Recht hatte doch Gründer gehabt, als er sie sein zweites Ich nannte! Er hätte sie sein erstes und einziges nennen können! Sie hatte Aermel und Beine, und als Ditterich sie lachend seinem Körper näherte, da schloss sich die Tasche seinen Gliedern mit einem lauten Ruck an, wie wenn ein Stück Eisen gegen einen Magnet fährt. Und sie passte

wie angegossen! Ditterich aber wuchs plötzlich, wuchs fürchterlich rasch, und mir wurde bang zu Muthe. Er lachte abermals, aber das Lachen war wild und heiss; dann schritt er ans Fenster, dessen ganze Breite und Höhe er ausfüllte; nun fing er an die Hände zu bewegen, und siehe da, er flog! An dem Zeigefinger der linken Hand aber hatte er Gründer hängen, der immer mehr zusammenschrumpfte und zusehends älter aussah; denselbe machte Anstrengungen zu schreien, schien aber alle seine Sprachen vergossen zu haben. Ueber den Häusern schwebend, grüßte mich Ditterich und wies nach den Wolken, denen er zueilte. Ich sah ihm noch lange nach, bis er nur noch ein Pünktchen war, dann fühlte ich, dass mir der Hals weh that. Ich wollte mich wieder umwenden, aber ich konnte nicht; es war Schund, der sich nun wieder aus seiner Ecke vorgewagt hatte und mir hartnäckig den Kopf schielte. So sehr ich mich auch anstrengte, ihn gerade zu drehen, endlich hörte ich, wie der Präsident sagte:

„Also dabei bleibt es! Erst ich, dann Du. Die Sitzung ist geschlossen. Komm Schund, ich habe noch mit Dir zu reden!“

Nun verliess endlich die drückende Hand meinen Kopf, aber der Hals schmerzte mich noch immer, und als ich ihn endlich herumdrehen konnte, da war es hellor Tag, und ich lag in meinem Bett und meine Mutter sagte in strafendem Ton:

„Das kommt davon, wenn man bei offenem Fenster schläft.“

Breda, 8. Februar 1879.

Carl Hirsch.

Literarisches.

„Die neue Gesellschaft“, Monatschrift für Socialwissenschaft (Zürich, Verlag der „Neuen Gesellschaft“).

Diesem wissenschaftlichen Organ unserer Richtung ist, wie der „Zukunft“, die Ehre, zu Theil geworden, im deut-

schen Reich verboten zu werden. Zu ihrem Glück erscheint jedoch die „Neue Gesellschaft“ im Auslande und kannte deshalb von dem modernen Herodes wohl getroffen, aber nicht getödtet worden. Wir empfehlen diese treffliche Revue allen Parteigenossen auf's Beste.

Das vor uns liegende vierte Heft des zweiten Jahrganges (1878/79) enthält: „Sozialdemokratie und Halbbildung von Paul Lossau.“ — Die Wohnungsfrage nach sozialistischen Prinzipien gelöst von Dr. M. Lohm. — Der Untergang der Lebenskraftidee von Dr. Jonas Rudolph Strohecker. — Bemerkungen zu Protzmann's Lehre von der Anarchie von A. Geel. — Die wahrscheinliche Zukunft der Fakultäten von Dr. J. Rudolph. — Die Sahara, ein Land friedlicher Eroberung von Dr. Jonas Rudolph Strohecker. — Rezensionen: (K. V. Ark: Kant Emanuel, Ueber Pädagogik, von Prof. Dr. Theodor Vogt.)

Preis vierteljährig Mk. 3. — Fr 3.75. Man abonnirt auf dem Wege des Buch-

handels oder noch besser direkt bei
der Expedition der „N. Ges.“ in Zürich
unter Einsendung des Betrags per
Postanweisung oder in Briefmarken.
Auch wir sind gern bereit, Abonnem-
ents zu vermitteln.

Zur Notiz.

Da die Briefe und Gelder, die man der
„Lanterne“ resp. ihrem Expedienten aus
Deutschland zusendet, systematisch
unterschlagen werden, so wolle man
solche bis auf Weiteres nur durch Ver-
mittlung einer anderen, zuverlässigen
im Auslande befindlichen Person zu
uns gelangen lassen, eventuell über die
Schweiz oder England.

Für die nothleidenden Familien.

Von Truffe 20 c. — Kniovel 1 Fr. — Pöschel
30 c. — Thig recht, siehe Niemand 30 c.
Zusammen 50 Fr. 82 c.